

Zeitschrift: Archives héraldiques suisses = Schweizer Archiv für Heraldik = Archivio araldico svizzero : Archivum heraldicum
Herausgeber: Schweizerische Heraldische Gesellschaft
Band: 119 (2005)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes-rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes-rendus

UTA BERGMANN: *Die Zuger Glasmalerei des 16. bis 18. Jahrhunderts*, hrsg. vom Kanton Zug und dem Schweiz. Zentrum für Forschung und Information zur Glasmalerei Romont (auch Corpus Vitrearum, Schweiz Reihe Neuzeit, Band 4), Benteli Verlag Bern 2004, 668 S., ISBN 3-7165-1338-5, CHF 140.–

Ein in jeder Bedeutung gewichtiges Werk. Von den «gemalten Fenstern im Schweitzerland» hat sich nur ein kleiner Teil erhalten. Intensive Sammlungstätigkeit im 19. Jahrhundert führte dazu, dass Scheiben nicht einfach weggeworfen und verkauft, sondern im Zuger Zeughaus gesammelt und gelagert wurden. Franz Wyss, der Verfasser der ersten Monographie über Zuger Glasmalerei, schrieb 1966: «Seitdem im Jahre 1955 der begabte und fleissige Forscher Paul Boesch für immer seine Feder niederlegen musste, ist es im Blätterwalde unserer geschichtlichen oder kunsthistorischen Zeitschriften um die antike Glasmalerei ausserordentlich stille geworden. Um so mehr horchte man im ganzen Lande auf, als anfangs 1962 bekannt wurde, dass aus Nostell Priory (GB) der ganze dort befindliche zugerische Scheibenbestand – über 100 Glasgemälde – von der Korporation Zug zu Museumszwecken aufgekauft worden sei.»

Die Geschichte der neuzeitlichen Glasmalerei in der Schweiz ist in einem Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen zu sehen. Mit den glänzenden Erfolgen während der Burgunderkriege (1476/77) kamen die Eidgenossen in den Ruf, die besten Krieger zu sein, und sie wurden von allen europäischen Fürsten umworben. Nicht nur der neue Wohlstand, auch ein neues Selbstbewusstsein förderte die nun aufkommende Sitte der Fenster- und Scheibenschenkung. Auf Anfrage von Ständen, Behörden, Klöstern, Kirchen oder Privatpersonen hin vergab, waren die Scheiben Ausdruck politischer Zusammengehörigkeit und Freundschaft, aber auch von Ansehen und Macht. Anfänglich zur Unterstützung von Neu- und Umbauten durch die obrigkeitlichen Behörden in die öffentlichen und privaten Gebäude verschenkt, erfasste die Sitte auch bald die Bürger und Bauern, welche sich in reicher Zahl mit ihren Wappen und Inschriften versehene Scheiben untereinander verehrten. (S. 10).

Die Schweizer Glasmalerei erreichte im 16. und 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt und verlor sich gegen Ende des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, als im Sinne der Aufklärung lichtvolle Räume gefragt waren. Natürlich spielte auch die Armut, die Auswanderung usw. eine gewisse Rolle, denn der 30-jährige Krieg hat auch in der Eidgenossenschaft seine Spuren hinterlassen.

Man muss sich bewusst sein, dass die Zahl der erhaltenen Glasgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts gering ist: Vieles wurde während der Jahrhunderte durch Steinschlag, Wind, Hagel und sonstige Unwetter, durch Kriegseinwirkung oder auch Mutwille zerstört und später restauriert. Durch Veräusserungen aus finanziellen Gründen, Entfernung der Scheiben aus politischen Gründen oder unter modebewussten Geschmacksveränderungen verblieb nur wenig an seinem Ursprungsort. Dennoch ist der Bestand an

kleinformatigen Bild- und Wappenscheiben des 16. bis 18. Jahrhunderts im Kanton Zug äusserst reichhaltig, da der Kanton, die Bürgergemeinde und die Korporationsgemeinde Zug viele ins Ausland verkaufte Scheiben wieder zurückerwarben (S. 11).

Uta Bergmann bringt einen geschichtlichen Überblick über die komplizierte Zuger Politik, über die Ämter und über die Kirche und deren Rechte. Die Scheibenstifter werden vorgestellt, also der Stand Zug, die Gemeinden Baar, Menzingen und Ägeri, die Stiftungen städtischer Vogteien, dann – besonders interessant – die Kollektivscheiben (Zunft-, Gerichts- und Ratsscheiben), die Abt- und Klosterscheiben, dann die Stiftungen des Niederen Klerus und schlussendlich die privaten Stiftungen. Frau Bergmann äussert sich mit vielen Beispielen zu den Zuger Glasmalern (S. 70–133), erwähnt die Lukasbruderschaft und die Technik, Organisation und Werkstattpraktiken der Zuger Glasmaler (S. 134–147). Welche technische Gewandtheit und Kreativität besaßen die Schweizer und auch die Zuger Glasmaler des 16. bis 18. Jahrhunderts. Scherben wurden durch gegossene Bleiruten zusammengehalten und gerahmt. Durch Überfangen, Ausschleifen, Ausätzen und vor allem durch Bemalen erzielten die Glasmaler besondere Effekte. Auf den bunten, kleinformatigen Scheiben lassen sich nicht nur Wappen und Inschriften, sondern auch figürliche Szenen darstellen, die sich auf den Scheibeneigner beziehen (Bauern- oder Handwerkeralltag). Unverwechselbar sind die Schöpfungen der Zuger Glasmaler aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: die typischen kleinformatigen Rundscheiben, die von vielen als «Zugerscheiben» bezeichnet werden.

Aufschlussreich ist auch das Kapitel über die graphischen Vorlagen (S. 148–158). Ein Werk, das nicht nur die Heraldiker, die Genealogen, sondern auch Kunsthistoriker und die Historiker der Region interessieren muss, ein Werk für die Denkmalpflege und für den Kulturgüterschutz, denn Scheiben, das haben wir gehört, sind empfindlich, zerbrechlich. Wir können hier auch die Schöpfung, den kreativen Werdegang, den Höhepunkt und das Vergehen der Scheibenkunst verfolgen. Welche kümmerliche Scheiben zu Beginn des 18. Jahrhunderts und der Wechsel von der bemalten Glasscheibe zu den farblosen Gläsern mit Schwarzlot in verschiedenen Farbstufen oder auch zur Schlichscheibe (besonders in Bern und im Waadtland zu finden).

Kurzum: Wir haben hier ein wissenschaftlich fundiertes Werk, reich bebildert und mit vielen Quellen versehen. Schöner kann ein Buch dieser Art nicht sein! Der Rezensent verwendete einen kleinen Teil des Bildmaterials für seinen Vortrag zum XVIII. Kolloquium der Internationalen Akademie für Heraldik in der «Eremitage», St. Petersburg (Russland), die Zuhörer waren begeistert vom reichhaltigen Bildfundus in Zug und über die Ehewappen bäuerlicher und handwerklicher (klein-)bürgerlicher Familien.

Günter Mattern

Stemmario fiorentino Orsini de Marzo, a cura di N. Orsini de Marzo, prefazione di G. Reina, Milano, Orsini de Marzo 2005, pp. XCVI-926. ISBN: 88-7531-098-X.

Stemmario bolognese Orsini de Marzo, a cura di N. Orsini de Marzo, prefazione di G. Reina, Milano, Orsini de Marzo 2005, pp. XLVIII-446. ISBN: 88-7531-099-8.

Dopo l'eccellente opera di Michel Popoff (M. Popoff, *Florence* (1302–1700), Paris 1991), questo facsimile pubblicato da Niccolò Orsini (nella collana «Edizione europea delle fonti per l'araldica e la genealogia conservate in collezioni private») è l'apporto bibliografico più significativo alla conoscenza dei «prioristi» di Firenze, una città che, nota Michel Pastoureau nella prefazione al volume di Popoff, offre in assoluto la più vasta documentazione araldica antica d'Europa. Il genere araldico dei «prioristi» è tipico della tradizione fiorentina e pisana: a Siena esisteva il corrispettivo delle «Biccherne» e dei «Libri dei leoni», dei quali abbiamo già parlato in questa rivista. Si tratta di registri in cui sono riportati i nomi di coloro che ricoprirono la carica di «Priore» e, dal 1293, anche di «gonfaloniere», ossia le più alte cariche della repubblica. Il numero dei priori fu stabilizzato a otto, salvo alcuni periodi particolari, più il gonfaloniere che era il capo del collegio: poiché il collegio dei priori si rinnovava ogni due mesi, ogni anno comprendeva di norma 52 nomi, il che porta il totale dei magistrati, nel periodo dal 1282 al 1532, a quasi 12.000. La serie dei priori è nota sulla base di un registro ufficiale (il «priorista di palazzo»): furono però compilati, in genere a partire dal primo Cinquecento, molti prioristi privati, che si trovano presso l'Archivio di Stato di Firenze e altre biblioteche e istituzioni. Un ampio ragguaglio di queste fonti ha offerto L. Borgia (*Note per la conoscenza delle fonti araldiche italiane. Le fonti negli archivi di famiglia: un «priorista» fiorentino*, in *Il futuro della memoria*, Roma, 1997, pp. 502–538), ma nell'insieme il pubblico degli esperti di araldica non ha a disposizione molte riproduzioni per farsene un'idea adeguata. Nel volume di Popoff erano presenti tre prioristi («l'Armorial par quartiers 1283–1532, il ms. ITA 1404» e l'«Armorial Clairambault»), i cui stemmi sono accuratamente descritti e classificati: ma naturalmente lo scopo di questo volume è filologico-critico e presenta perciò solo un piccolo campione di illustrazioni.

Lo *Stemmario fiorentino* riproduce un ms. di oltre 1000 pagine: il libro, di lussuosa ed elegante confezione, è dotato di una ricca introduzione, in cui il lettore troverà informazioni ampie e circostanziate di carattere storico-filologico. Il ms. è opera di Bernardo Benvenuti, priore di S. Felicità e antiquario del granduca di Toscana Ferdinando II: a lui si deve una successiva grande compilazione araldica, un priorista in sei volumi, concluso nel 1722 dal Mariani. Lo stemmario recava come titolo originale *Armi di famiglie fiorentine che hanno goduto il priorato a' tempo di Repubblica*, ed ha alcune caratteristiche che lo distinguono dai comuni prioristi. In primo luogo l'ordinamento degli stemmi non è, come per lo più accade negli altri testi simili, alfabetico «per famiglie»: i nomi dei priori (il primo della serie per ogni famiglia, seguito dalle date entro le quali sono attestati i priori del medesimo casato) si susseguono qui secondo la serie cronologica. Accanto al nome del priore o della famiglia è riportato – quando il Benvenuti ha potuto riscontrarlo – lo stemma, acquarellato, in genere di buona fattura e disegno. In tutto gli stemmi sono circa 1200. Un po' meno che negli stemmari pubblicati da Popoff (che ne riportano circa 1500), infatti molti scudi (559) sono lasciati in bianco: sia, è da supporre, per la difficoltà di reperirli e attribuirli, sia perché di molti priori compare solo il nome personale senza il casato, sia infine perché la notevole

mobilità sociale della classe dirigente fiorentina – soprattutto nei periodi di maggiore apertura «democratica» – innalzava alla somma magistratura dello Stato individui appartenenti a ceti che non usavano regolarmente un'insegna araldica.

L'interesse del ms. del Benvenuti sta proprio nell'essere non una compilazione compiuta, ma quasi un lavoro *in progress*, che attingeva a fonti svariate: esso collaziona infatti altri prioristi e antichi stemmari (tra cui anche un *Libro Antiquo dell'Arme* del 1302, che è la fonte araldica scritta fiorentina più arcaica: cfr. Popoff, op. cit.), ma anche sepoltuari e insegne apposte su residenze private, chiese e palazzi pubblici di Firenze e del contado. Questa circostanza accresce il valore dell'opera, anche per ricerche applicate, alla storia dell'arte e dell'architettura: e bene ha fatto Orsini a sottolineare questo aspetto nei saggi che aprono il volume e che focalizzano l'attenzione su questo determinato aspetto, tutt'altro che secondario per lo storico dell'arte: il quale ogni giorno si trova di fronte (tanto più in un ambito come Firenze e la Toscana) a opere d'arte identificabili o databili quasi solo attraverso uno stemma. Le note del Benvenuti si riferiscono qualche volta a stemmi ancora *in situ*, ma spesso a manufatti distrutti o scomparsi da secoli.

L'ordinamento cronologico può sembrare meno pratico per la consultazione (Orsini ha supplito a questo problema con un indice dei nomi): ha però rispetto all'ordinamento «per famiglie», il grosso pregio di offrire spaccati temporali diversi dell'araldica fiorentina, che debitamente analizzati danno molte informazioni sulla sua evoluzione. È intanto da notare subito che i due terzi degli stemmi compaiono già nel primo secolo, dal 1282 al 1382, cioè nel periodo repubblicano più classico, prima che il governo della città toscana assumesse (dopo la rivolta dei Ciompi del 1378) una tinta più oligarchica. Dopo il 1382 gli apporti sono minori e riguardano famiglie in generale meno cospicue. L'araldica fiorentina nel suo nucleo più compatto appare dunque consolidata già all'inizio del Trecento. Ma è da notare che proprio nel primo periodo si accumulano i priori cui Benvenuti non riuscì ad attribuire uno stemma: spesso l'intestazione riporta la professione del priore ed è facile vedere che si trattava anche di modesti artigiani. Molti di loro, come suggeriva un letterato fiorentino del Trecento, Franco Sacchetti, adottavano uno stemma proprio quando adivano a qualche carica pubblica («per andare in castellania»). Si tratta dunque di un'araldica, come in gran parte delle città comunali italiane, soprattutto toscane e delle altre regioni del centro, prevalentemente «non nobile». La «nobiltà» fiorentina del resto, a un aristocratico transalpino, sarebbe apparsa sospetta (i viaggiatori europei si stupivano spesso del fatto che gli stemmi fossero così diffusi in Italia nei ceti più bassi). Essa era stata inoltre fortemente decapitata, prima dalle epurazioni antighibelline (dal 1267), che avevano costretto all'esilio una parte rilevante della vecchia aristocrazia consolare del comune; poi dagli «Ordinamenti di Giustizia» del 1293, che esclusero un'altra settantina di famiglie di «magnati» dal governo (salvo opportuni *repêchages* via via che la severità «popolare» venne meno: fenomeno ampiamente documentato da Pastoureau nel suo saggio su *Mutamenti sociali e cambiamenti di arme nella Firenze del XIV secolo* del 1989). L'accesso alle cariche pubbliche divenne dunque il criterio corrente nella città toscana per definire un ceto «nobile», che peraltro non si chiuse mai in una formale «serrata»: solo colla fine del Principato cominciò un processo di progressiva chiusura dei ranghi, culminato nella compilazione dei «Libri d'oro», alla fine del XVIII secolo. Il patriziato cittadino risulterà allora formato da circa 500 casate: molte meno di quante ne comparivano negli antichi prioristi.

I 500 stemmi del 1300 e i 1200–1500 attestati dai prioristi sono una quantità davvero notevole: la città formava in fondo da sola, con le appendici del suo contado, una sorta di «marca d'armi», e se si tiene conto che la popolazione urbana si era ridotta nel 1427 a soli 9.000 nuclei familiari (dai 25.000 del periodo anteriore alla peste del 1348), una simile cifra dà l'idea della capillarità del fenomeno araldico a Firenze.

La presenza nello stemmario del Benvenuti di fonti disperate e quindi l'attribuzione forse unica (talora dubitativa) a singoli personaggi di uno stemma, fa sorgere spontanea l'esigenza di una edizione critica comparativa dei prioristi fiorentini: che sola potrebbe dare un quadro definitivo di una materia, tanto ampia quanto fatalmente incerta. C'è da augurarsi che altri studiosi ed editori vogliano continuare l'iniziativa di Orsini, ed estendere l'edizione degli stemmari più importanti dei vari centri urbani italiani, sui quali si in fondo ancora molto poco.

Gli stemmi gentilizi compresi nel volume sono certamente la parte più rilevante dell'opera: ma è da segnalare anche l'accuratezza della raccolta di insegne pubbliche che Benvenuti vi aggiunse (pp. 7–26): gli stemmi della città e del «Popolo», delle ripartizioni cittadine (sestieri, quartieri, gonfaloni: 47 in tutto), delle corporazioni (29), delle magistrature (10). Un *corpus* di 88 insegne pubbliche (il 7% di quelle private) e che, come tale non ha riscontro per quantità in nessun'altra città europea. Da notare in questo ambito gli stemmi delle corporazioni «minori» del 1583 (aggiunte alla 21 tradizionali) (p. 22), e, soprattutto, la rarissima riproduzione degli stemmi delle tre corporazioni dei Ciompi («Cimatori», «Scardassieri» e «Tintori») (p. 21). Queste ultime comparvero nel 1378 durante la rivolta dei Ciompi (rappresentavano nelle figure prescelte l'aspirazione rivoluzionario-millennaristica di quel movimento proletario premoderno), ma furono distrutte durante la repressione che seguì la cruenta guerra civile e sociale. Non ne esistono esemplari su supporto materiale, ma solo descrizioni e qualche immagine in altri prioristi: gli

stemmi dello stemmario del Benvenuti sono dunque un documento storico eccezionale.

L'araldica pubblica e religiosa costituisce uno degli aspetti che rendono meno consueto l'altro stemmario edito recentemente da Orsini nella stessa collana, lo *Stemmario bolognese Orsini de Marzo*. Vi compaiono infatti i 30 stemmi delle corporazioni – in due versioni con varianti –, delle 45 compagnie spirituali, di 34 capitoli e istituzioni religiose, di 37 ordini cavallereschi. Anche qui dunque la materia gentilizia è affiancata in una precisa gerarchia a quella pubblica, con l'intento di restituire l'intera e complessa «macchina» araldica dell'antica repubblica, reincorporata nello Stato della Chiesa nel 1507. La «macchina» si compone di serie tutte molto interessanti: 454 stemmi di podestà e capitani del Popolo bolognesi (1258–1532), 188 di legati pontifici (1327–1747), molte altre di vescovi, cardinali e papi, 97 delle famiglie della nobiltà senatoriale, 862 di famiglie cittadine, 15 dei collegi di studio, 24 di signori della città a vario titolo. Tutte queste serie sono di mani diverse: felicemente «compendiarie» le prime, piuttosto sommaria e non sempre decifrabile quella che ha steso il *corpus* degli stemmi di famiglia (che però ha il pregio di aggiungere una serie di importanti notizie), di tratto decadente le ultime. La vastità della compilazione, che si potrà utilmente confrontare coi ricchi stemmari bolognesi d'archivio, è anche in questo caso utilissima. Un solo esempio: nella prima parte è riportato lo stemma di Fulcieri de' Calboli (pp. 15, 19: di rosso all'aquila d'oro), il podestà celebre per aver condannato Dante quando esercitava a Firenze. Ebbene lo stemma dei Calboli, guelfi forlivesi, è nelle fonti sempre riportato in altra forma. Questa versione però coincide (a parte l'inversione degli smalti) con quella che compare nel celebre codice miniato delle *Cronica* di Giovanni Villani: si tratta dunque di una fonte antica e attendibile, non ancora modificata dalle varianti e deformazioni moderne.

Alessandro Savorelli



Stemmario fiorentino Orsini de Marzo, a cura di N. Orsini de Marzo, prefazione di G. REINA, Milano, Orsini de Marzo 2005, pp. XCVI-926. ISBN: 88-7531-098-X.

Stemmario bolognese Orsini de Marzo, a cura di N. Orsini de Marzo, prefazione di G. REINA, Milano, Orsini de Marzo 2005, pp. XLVIII-446. ISBN: 88-7531-099-8.

Après l'excellent ouvrage de Michel Popoff, *Florence (1302–1700)*, Paris 1991, le fac-similé publié par Niccolò Orsini dans la série «Edizione europea delle fonti per l'araldica e la genealogia conservate in collezioni private» constitue la contribution bibliographique la plus significative à la connaissance des *prioristi* de Florence, la ville qui dispose de la plus vaste documentation héraldique de l'Europe ancienne, ainsi que le relevait Michel Pastoureaux dans la préface du livre de Popoff. Le genre héraldique des *prioristi* est typique de la tradition florentine et pisane. Il existait à Sienne l'équivalent avec les *Biccherno* et les *Libri dei leoni*, que nous avons déjà évoqués dans les *AHS*. Il s'agit de registres dans lesquels sont répertoriés les noms de ceux qui endossèrent la charge de prieur (*priore*) et, dès 1293, également celle de gonfalonier (*gonfaloniere*), soit les plus hautes charges de la république. A l'exception de quel-

ques périodes particulières, les prieurs étaient au nombre de huit, plus le gonfalonier, qui était le chef du collège. Dès lors que le collège des prieurs était renouvelé tous les deux mois, chaque année comprenait habituellement 52 noms, ce qui porte le total des magistrats, durant la période de 1282 à 1532, à environ 12 000. La série des prieurs est connue sur la base d'un registre officiel (le «*priorista di palazzo*»). Toutefois, de nombreux *prioristi* privés ont été «compilés», en général dès le début du XVI^e siècle : on les trouve aux Archives d'Etat de Florence (Archivio di Stato di Firenze) et dans d'autres bibliothèques et institutions. L. Borgia a proposé une ample comparaison de ces sources («Note per la conoscenza delle fonti araldiche italiane. Le fonti negli archivi di famiglia: un «*priorista*» fiorentino», in *Il futuro della memoria*, Roma 1997, pp. 502–538), mais, dans l'ensemble, les héraldistes ne disposent pas d'un grand nombre de reproductions pour s'en faire une idée exacte. Popoff recense dans son ouvrage trois *prioristi* («*l'Armorial par quartiers 1283–1532*», le ms. ITA 1404 et «*l'Armorial Clairambault*», tous trois conservés au Cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale à Paris), dont les armoiries sont soigneusement décrites et classées ; mais, à l'évidence, le but de sa recherche est d'ordre héraldique et cri-

tique, et pour cette raison il n'offre qu'un petit échantillon d'illustrations.

Le *Stemmario fiorentino* reproduit un manuscrit de plus de 1000 pages. Le livre, d'une facture luxueuse et élégante, est pourvu d'une riche introduction, qui donne au lecteur des informations amples et circonstanciées d'ordre historique et philologique. Le manuscrit est l'œuvre de Bernardo Benvenuti, prieur de S. Felicita et «antiquaire» du Grand Duc de Toscane Ferdinand II. C'est à lui qu'on doit encore une autre grande compilation héraldique, un *priorista* en six volumes achevé en 1722 par Mariani. L'armorial était intitulé à l'origine *Armi di famiglie fiorentine che anno (sic) goduto il priorato a' tempo di Repubblica*, et il se distingue des *prioristi* habituels par quelques particularités. En premier lieu, l'ordre des armoiries n'est pas alphabétique «par familles», comme c'est le cas de la plupart des autres recueils du genre. Les noms des prieurs se succèdent ici dans l'ordre chronologique : le premier de la série pour chaque famille, suivi des dates entre lesquelles sont attestés les prieurs de la même maison. Lorsqu'il en a connaissance, Benvenuti fait figurer les armes aquarellées, en général de bonne facture et bien dessinées, à côté du nom du prieur ou de la famille qui les portent. Le nombre total des écus se monte à environ 1200, donc un peu moins que dans les armoriaux publiés par Popoff, qui en comptent environ 1500. En fait, de nombreux écus (559) sont restés vierges, soit, présumet-on, à cause de la difficulté de les trouver et de les «attribuer», soit parce que seul figure le prénom de nombreux prieurs, sans leur patronyme, soit enfin parce que la notion «mobilité sociale» de la classe dirigeante florentine – surtout pendant les périodes de plus grande ouverture «démocratique» – portait à la tête de l'État des personnages issus de milieux qui n'étaient pas habitués à se servir d'armoiries.

L'intérêt du manuscrit de Benvenuti tient au fond à ce qu'il ne s'agit pas d'une «compilation» achevée, mais pour ainsi dire d'un travail en cours, qui puisait dans des sources diverses. Il collationne en fait d'autres *prioristi* et d'anciens armoriaux, dont le *Libro Antiquo dell'Arme* de 1302, qui est la plus ancienne source héraldique florentine manuscrite (voir Popoff, *op. cit.*), mais aussi des nécrologes (*sepoltnari*) et des armoiries scellées sur des maisons particulières, des églises et des palais publics de Florence et de sa campagne. Cette particularité augmente la valeur de l'ouvrage, utile également aux recherches «appliquées», en histoire de l'art et de l'architecture. A juste titre, Orsini a souligné cet aspect dans les essais qui ouvrent le volume et qui focalisent l'attention sur une caractéristique précise, rien moins que secondaire pour l'historien de l'art, lequel se trouve quotidiennement confronté – et à plus forte raison dans un environnement comme celui de Florence et de la Toscane – à des œuvres d'art que souvent seule l'héraldique permet d'identifier ou de dater. Les notices de Benvenuti se réfèrent parfois à des écus conservés *in situ*, mais souvent à des ouvrages détruits ou disparus depuis des siècles.

L'ordre chronologique peut paraître moins pratique pour la consultation – Orsini a résolu ce problème avec un index des noms –, il a cependant, par rapport à l'ordre alphabétique «par familles», le grand avantage d'offrir différentes coupes chronologiques de l'héraldique florentine qui, dûment analysées, donnent de nombreuses informations sur l'évolution de celle-ci. Il faut noter dès l'abord que les deux tiers des écus apparaissent déjà au cours des cent premières années, de 1282 à 1382, soit durant la période républicaine la plus classique, avant que le gouvernement de la cité toscane ne prenne une teinte plus oligarchique, à la suite de la révolte des Ciompi, en 1378. Après 1382, les apports

sont moindres et impliquent des familles généralement moins importantes. Dans sa substance la plus dense, l'héraldique florentine apparaît donc déjà constituée au début du XIV^e s. Mais il faut noter que c'est précisément pendant cette période initiale que se trouvent la plupart des prieurs auxquels Benvenuti n'est pas parvenu à attribuer d'armoiries : souvent, le rôle mentionne la profession du prieur et l'on s'avise ainsi qu'il s'agissait également d'artisans modestes. Beaucoup d'entre eux, comme l'a évoqué un lettré florentin du XIV^e s., Franco Sacchetti, adoptèrent des armes personnelles lors de leur accession à une charge publique (*per andare in castellanìa*). Comme dans une grande partie des villes italiennes sous régime «communal», plus particulièrement en Toscane et dans les autres régions d'Italie centrale, il ne s'agit donc pas d'une héraldique «noble». Du reste, la «noblesse» florentine devait paraître suspecte à un aristocrate transalpin : les voyageurs européens s'étonnent alors fréquemment du fait que les armoiries soient aussi répandues en Italie dans les «classes» inférieures. Elle avait en outre été largement décimée, d'abord par les épurations anti-gibelines qui, dès 1267, avaient contraint à l'exil une partie importante de l'ancienne aristocratie «consulaire» de la commune, puis par les Ordonnances de Justice (*Ordinamenti di Giustizia*) de 1293, qui exclurent du gouvernement une autre septantaine de familles de «magnats» ; font exception quelques opportunes «récupérations», à mesure que la sévérité «populaire» s'amoindrisait : un phénomène amplement documenté par Pastoureau dans son essai de 1989 («Mutamenti sociali e cambiamenti di arme nella Firenze del XIV secolo»). L'accession aux charges publiques devint donc le critère courant dans la cité toscane pour qualifier une classe de «noble», qui ne se ferma d'ailleurs jamais formellement. C'est seulement avec la fin du «Principat» que s'engagea un processus de resserrement progressif des rangs, qui atteint son apogée avec la compilation des *Libri d'oro*, à la fin du XVIII^e s. Le patriciat de la cité comprend alors environ 500 familles, soit beaucoup moins que dans les anciens *prioristi*.

Les 500 armoiries du XIV^e s. et les 1200 à 1500 attestées par les *prioristi* représentent une masse véritablement remarquable : la cité formait au fond à elle seule, avec les dépendances de sa campagne, une sorte «d'officine d'armoiries», et si l'on considère que la population urbaine était réduite en 1427 à seulement 9000 feux, par rapport aux 25000 de l'époque antérieure à la peste de 1348, un tel chiffre donne une idée de la «capillarité» du phénomène héraldique à Florence.

La présence dans l'armorial de Benvenuti de sources disparates et dès lors l'attribution peut-être unique (parfois douteuse) d'un écu à des personnages particuliers, suggèrent spontanément l'exigence d'une édition critique comparative des *prioristi* florentins, laquelle pourrait seule conférer son cadre définitif à une matière aussi ample que fatalement incertaine. Il faut souhaiter que d'autres chercheurs et éditeurs s'attachent à poursuivre l'initiative d'Orsini, et à l'étendre à l'édition des plus importants armoriaux des divers centres urbains italiens, dont on ne sait au fond encore que très peu de chose.

Si les armoiries des familles constituent à l'évidence la partie la plus considérable du manuscrit, il faut aussi relever le soin qu'a pris Benvenuto pour y ajouter plusieurs séries d'emblèmes publics (p. 7–26) : les écus de la cité et du «Peuple», ceux des circonscriptions urbaines (*sestieri*, quartiers, *gonfalonì*, en tout 47), des corporations (29), des «magistratures» (10) ; soit un corpus de 88 emblèmes publics (équivalant à 7% des privés) qui, en soi, n'a d'égal quantitatif dans aucune autre ville européenne. Il faut signaler dans

ce contexte les écus des corporations «mineures» de 1583, ajoutées aux 21 traditionnelles (p. 22) et, surtout, la reproduction extrêmement rare des armes des trois corporations des *Ciompi* : *Cimatori*, *Scardassieri* et *Tintori* (p. 21). Ces dernières firent leur apparition en 1378 durant la révolte des *Ciompi*, témoignant par le choix des figures de l'aspiration révolutionnaire-millénariste de ce mouvement prolétaire pré-moderne, mais elles furent détruites lors de la répression qui suivit la sanglante guerre civile et sociale. Il n'en subsiste pas d'exemplaire conservé sur «support matériel», mais seulement des descriptions et quelques figures dans d'autres *prioristi*. Les représentations de l'armorial de Benvenuti sont donc un document historique exceptionnel.

L'héraldique publique et religieuse est l'une des facettes qui rendent plus insolite l'autre armorial édité récemment par Orsini dans la même série, le *Stemmario bolognese Orsini de Marzo*. Y apparaissent en fait les 30 écus des corporations – en deux versions avec variantes –, ceux des 45 confréries religieuses, de 34 chapitres et institutions religieuses, de 37 ordres chevaleresques. Ici également, donc, l'héraldique familiale est associée à l'emblématique publique selon une hiérarchie précise, avec l'intention de montrer l'intégralité et la complexité de la «machine héraldique» de l'ancienne république, réincorporée aux États de l'Église en 1507. La «machine» se compose de séries toutes également intéressantes : 454 écus de podestats et de capitaines du Peuple

bolognais (1258–1532), 188 de légats pontificaux (1327–1747), de nombreux autres d'évêques, de cardinaux et de papes, 97 des familles de la noblesse sénatoriale, 862 de familles de la ville, 15 des écoles, 24 de seigneurs de la cité – à un titre quelconque. On doit l'exécution de ces séries à différentes mains : les premières de celles-ci témoignent d'une heureuse qualité ; celle à qui on doit le corpus des armoiries de famille, plutôt sommaire et pas toujours déchiffrable, a cependant le mérite d'ajouter une série de notices importantes ; les dernières enfin souffrent d'un trait «décadent». Cette ample compilation, qu'on pourra comparer avec profit aux riches armoriaux bolognais conservés dans les archives publiques, est dans ce cas aussi des plus utiles. Un seul exemple : dans la première partie figurent les armes de Fulcieri de' Calboli (pp. 15, 19 : de gueules à l'aigle d'or), le podestat célèbre pour avoir condamné Dante lorsqu'il était au pouvoir à Florence; or l'écu des Calboli, guelfes de Forlì, est toujours reproduit différemment dans les documents d'archives. Cette version coïncide cependant (mis à part l'inversion des couleurs) avec celle qui figure dans le célèbre codex enluminé des *Cronica* de Giovanni Villani : il s'agit donc d'une source ancienne et digne de foi, qui n'a pas encore été modifiée au gré des variantes et des déformations plus récentes.

Alessandro Savorelli (version française : G. Cassina)

DI DONATO A., *La sfragistica comunale in Abruzzo prima dell'unità d'Italia*, introd. di L.: Borgia e R. Colapietra, Pescara, Tracce 1994. ISBN non noto.

Introdotta da Luigi Borgia e dallo storico Raffaele Colapietra (il più profondo conoscitore della storia abruzzese), questo volume è forse l'unico tentativo organico in Italia di raccogliere i sigilli comunali di un'intera regione. Se si escludono i lavori di S. Ceccaroni (Spoleto), di V. Favini (che sta raccogliendo tutti i sigilli della Toscana) e il volume *Stemmi e sigilli* (pubblicato da C. Lampe per la regione Lazio, che tuttavia non ha alcuna pretesa filologica), questo settore di studi in Italia è infatti largamente scoperto: ed è un male, perché col tempo i danni al patrimonio sfragistico sono crescenti. Quanto al Sud, si sa che un grosso registro del 1818 coi sigilli dei circa duemila comuni del Regno di Napoli, fu distrutto durante la II guerra mondiale. Tanto più meritorio dunque il lavoro del Di Donato, che dimostra come attraverso una paziente ricerca sulle fonti d'archivio si possano colmare le lacune della documentazione. Inutile dire che ricerche di questo genere sono indispensabili (visto lo stretto rapporto che esiste tra sigillo e stemma soprattutto nei centri minori), per la storia dell'araldica comunale: sulla quale in Italia c'è ancora tanta in-

certezza e sulla quale si continuano a scrivere inesattezze, leggende e banalità. I 305 comuni abruzzesi interessati (una gran parte dei comuni storici dell'Abruzzo, che oggi ne conta circa 350) sono ordinati dall'A. in schede essenziali e ben compilate, con la riproduzione del sigillo e un commento storico-tipologico: le informazioni storico-sfragistiche generali sono illustrate in una lucida ed esauriente introduzione. Si tratta di sigilli risalenti per lo più ai ss. XVII–XVIII, poiché la documentazione anteriore nella regione è singolarmente povera. Colapietra suggerisce che ciò si deve alla tardiva autonomia comunale raggiunta dai comuni abruzzesi, a lungo sotto dominio feudale. I sigilli sono per lo più a nerofumo, talora di fattura rozza talora, ma qualche volta elegantemente rustica. Citiamo solo un caso singolarissimo è quello del piccolissimo paese di Senarica, che mantenne per secoli un'autonomia comunale simile a quella di San Marino e che si considerava sotto la protezione di Venezia: Di Donato riproduce il sigillo e bei bassorilievi dello stemma comunale. Chi è interessato all'acquisto del volume, può rivolgersi a Antonino Di Donato, Via Colle Marino 77–65125 Pescara.

Alessandro Savorelli

FERRI PERSONALI F., *Famiglie nobili e notabili del domini Estensi*, Modena, Il Fiorino, 2004, pp. 295, € 75,00. ISBN: 88-7549-060-0.

Il Ducato di Modena era uno dei numerosi stati indipendenti in cui era divisa l'Italia italiana prima del 1859. La città di Modena era caduta in potere degli Estensi, signori di Ferrara, nel 1336, dopo un periodo di aspre lotte tra le fazioni comunali. Nel 1450 Borso d'Este aveva ottenuto dall'imperatore la dignità ducale per la città: la quale di-

venne infine capitale degli stati estensi dopo che, nel 1598, Ferrara era stata annessa dallo Stato della Chiesa. Nel 1803, estinto il ramo principale, il ducato era passato ad un ramo degli Asburgo, che prese il nome di Austria-Este. Quando il Regno d'Italia alla fine dell'800 censì la nobiltà degli stati preunitari, nell'ex-ducatato (che corrisponde all'incirca alle attuali province di Modena e Reggio Emilia) furono elencati ben 571 titoli nobiliari, suddivisi fra 340 casate: un numero molto elevato a paragone di altre aree del paese. La maggior parte dei casati, oltre il 60%, apparteneva tut-

tavia, caso tipico in Italia, all'antico patriziato cittadino. Questo spiega perché il volume in questione registri più di 1000 famiglie su questo piccolo territorio. Il volume riporta anche alcune varianti dello stemma ducale, tra il XVI s. e l'800 e ne traccia una rapida storia: senza tuttavia tener conto di lavori indispensabili e ben più riccamente documentati, come quello di V. Ferrari (*L'araldica estense nello sviluppo storico del dominio ferrarese*, Ferrara 1989). Gli stemmi ducali e quelli delle famiglie (circa 500) sono raccolti in tavole a colori, con riproduzioni derivate da varie fonti, come i vecchi «libri d'oro» della città: fonti tuttavia che non vengono dettagliatamente indicate. Le schede sulle famiglie contengono succinte notizie storiche e una descrizione dello stemma, senza nessun criterio evolutivo. Il volume è pertanto una semplice compilazione, del tutto priva di caratteri storico-scientifici seri e di rigoroso metodo filologico: come altre pubblicazioni del genere essa si rivolge

non all'araldista, ma a un pubblico generico che dell'araldica ha idee vaghe e che, letto il testo – a cominciare dalla prefazione di un ministro della Repubblica – ne avrà ancora più vaghe. Anche l'autore del resto, nella parte introduttiva, non fa che riprodurre idee stantie sull'araldica, basate sulla ormai vecchia letteratura italiana (Crollalanza, Spreti, Ginanni etc.), su tesi assurde, ormai smentite (come l'origine dell'araldica tra il X s. e le crociate!) e su anacronistici pregiudizi nobiliari, con una trattazione della materia di carattere astrattamente normativo. Un approccio inservibile e poco degno dell'araldica di un territorio che annovera, oltre ad un'antica aristocrazia civica, famose dinastie come i Da Correggio, i Fogliani, i Pico (Mirandola), i Pio (Carpi), i Rangoni, i Montecuccoli, che meritavano ben altra considerazione storica.

Alessandro Savorelli



LORENZO CARATTI DI VALFREI: *Manuale di genealogia, profilo, fonti, metodologie*; Carocci Editore, Via Sardegna 50, Roma, 2004

Di fama internazionale nel campo della genealogia il nostro membro dott. Lorenzo Caratti di Valfrei ha pubblicato un importante lavoro sulla genealogia, veramente un manuale indispensabile agli studiosi di questa scienza. Il pregio di questo corposo studio di ben 333 pagine riassume le varie problematiche che si risolvono grazie a una lettura fluente coadiuvata da una folta serie di schemi adeguati, studiati e resi facilmente leggibili e interpretati. Per una recensione capillare, tanto è vasto l'argomento, si è optato di riepilogare il suo indice in modo di riassumere in modo scorrente l'evolversi di questo grandioso studio che vede nell'autore la massima competenza in materia. Ricordiamo che ogni parte descritta appresso comprende un'infinità di dissertazioni che indubbiamente saranno per il cultore genealogista una vera fonte di apprendimento. L'opera si divide: *Parte prima*: Concetti genealogici di carattere fondamentale. Fonti; documenti, Tipi di ricerche genealogiche. Nozioni di carattere generale; parenti, affini e attinenti. Linee genealogiche. Generazioni; i rapporti genealogici di parentela, di attinenza e di affinità; denominazioni e rappresentazioni grafiche dei diversi tipi di coniugi, di

parenti, di attinenti e di affini; le fonti della ricerca genealogica; l'acquisizione dei documenti genealogici; procedimenti integrativi di carattere ausiliario; la ricerca archivistica dei documenti; i diversi tipi di ricerche genealogiche. *Parte seconda*: Le metodologie dei diversi tipi di ricerche genealogiche. La costruzione del filo genealogico; la costruzione della tavola genealogica degli ascendenti «per quarti»; la costruzione del filo genealogico «allargato»; la costruzione della tavola genealogica di tutti i componenti di una famiglia; la costruzione della tavola genealogica dei discendenti di una persona; individuazione di un collegamento genealogico fra due persone di diverso cognome. *Parte terza*: Rappresentazioni grafiche delle ricerche genealogiche. Sistemi di numerazione delle persone individuate. Le rappresentazioni grafiche delle ricerche genealogiche; sistemi di numerazione delle persone individuate. L'intero studio termina con: Appendice; attendibilità soggettiva di una ricerca genealogica; bibliografia; glossario genealogico; indice analitico. Lo studio è veramente degno della massima attenzione e ci congratuliamo con il valente e instancabile autore.

Carlo Maspoli



ALBERTO LEMBO: *Onore al merito, onorificenze e decorazioni nella prima guerra mondiale*; ed. Museo Storico Italiano della Guerra, Via Castelbarco 7. I – 38068 Rovereto (TN), 2005

Presso il Museo Storico Italiano della Guerra è stata realizzata una mostra di onorificenze e decorazioni della prima guerra mondiale. In questa occasione ha visto le stampe un'interessante pubblicazione a cura del Dr. Alberto Lembo che raccoglie in 125 pagine una dettagliata collezione di glorificazioni con ricche illustrazioni a colore. Sono testimonianze storiche, di atti di eroismo patriottico delle nazioni belligeranti che abbraccia un secolo di storia che spazia dall'ordine napoleonico della Legion d'Onore (1802)

alla grande guerra, alle varie campagne coloniali con chiusura delle medaglie commemorative emesse da vari stati europei. Il pregio di questa pubblicazione è quello di aver affrontato un campo di storia sociale e culturale rimasto tutt'oggi scervo da ogni studio. La competenza dell'Autore, Presidente della «Commissione di Studio sulle Onorificenze della Repubblica», la si avverte nella stesura fluida, meticolosa e chiara dell'opera. L'erudito A. ha portato con questo lavoro un notevole contributo alla storia e alle gloriose imprese di grandi uomini che hanno scritto pagine di alto valore patriottico.

Carlo Maspoli

BERNARD SECRÉTAN, SECRETAN. *Histoire d'une famille lausannoise de 1400 à nos jours*, Lausanne : Ed. du Val de Faye, 2003, ISBN 2-88100-081-9.

Depuis quelques années déjà, un type de publication particulièrement en vogue au XIX^e siècle, l'histoire familiale assortie d'une généalogie fouillée qui en constitue généralement le principal fondement, jouit d'un regain de faveur. Si certaines de ces entreprises se limitent à une forme légère, parfois même réduite à la version informatique, dans le cas des Secrétan, l'imposant volume de 400 pages, richement illustré (16 planches couleur et de très nombreuses figures en noir et blanc), allait pour ainsi dire de soi. En effet, outre l'étendue des branches dûment repérées (22 générations à ce jour !), les premières mentions assurées de ce patronyme remontent au tout début du XV^e s., à Orny (au pied du Jura vaudois), et elles désignent des ecclésiastiques, avant les premiers ancêtres reconnus de la famille, qui passeront à Lausanne et, pour certains d'entre eux, à Orbe. D'ailleurs, le nom lui-même dériverait de sacer et s'applique d'abord à des sacristains, avant de devenir patronyme. Après la Réforme, le nombre des pasteurs issus de la famille Secrétan dépasse celui de toute autre famille vaudoise. Sans revenir sur les destinées, variées, riches et heureuses dans leur ensemble, de la plupart des porteurs du nom, aujourd'hui répartis sur les cinq continents, on retiendra que non seulement c'est un des leurs qui assume la publication de l'ouvrage, mais que l'auteur du chapitre dédié aux armoiries de la famille n'est autre que le Président de la Société française d'héraldique et de sigillographie, Edouard Secrétan. Ce dernier rappelle la place considérable attribuée aux Secrétan par Donald L. Galbreath dans son *Armorial vaudois* (1934, réédité en fac-similé par Slatkine, Genève, 1977). C'est d'abord un aperçu pratique, simplement et clairement formulé, donc agréable à la lecture et aisé à consulter, que propose l'auteur. Blasonnant soigneusement les 17 variantes des armes Secrétan adoptées par des membres de la famille vaudoise, il préfère les qualifier de «brisures», par rapport aux «armes pleines et officielles», aussi simples que belles et composées au milieu du XVII^e siècle. Relevons d'ailleurs que chacune de ces variantes comporte l'une et/ou l'autre des principales figures de l'écu «de base» : la croix de Saint-André, ou sautoir, et le cœur, ceci d'ailleurs dès le XVI^e siècle. S'ensuit une séquence intéressante sous l'égide de ces motifs, facteurs d'unité dans la diversité. Seules exceptions : un écartelé totalement différent conçu pour les rameaux américains (Etats-Unis et Canada) en toute ignorance des armes d'origine, et la reprise par Charles Secretan, établi à Québec, des armes de la famille de son aïeule présumée (Woodhouse). Enfin, les armoiries d'un colonel Secrétan fait baron d'Empire, appartiennent à une bran-

che française non rattachée, font carrément bande, ou plutôt chevron à part... Une planche en couleur reproduit cet ensemble de vingt écus dessinés, avec tout le talent qu'on lui connaît, par Laurent Granier, de Lyon. On les retrouve en noir et blanc dans le texte, mis en relation avec leurs porteurs respectifs et blasonnés (cimier compris), ainsi que dans le tableau généalogique qui clôt ce chapitre. Sans la moindre nuance de reproche, l'amateur d'héraldique peut cependant émettre deux regrets. D'abord, dans le contexte par ailleurs abondamment illustré de cet ouvrage, il n'aurait pas été fâcheux de trouver davantage de documents originaux que les neuf seules petites vignettes réunies sur une autre planche couleur. On se réjouit certes d'y voir le plus ancien écu Secrétan attesté, attribué au Gouverneur d'Orbe en 1505, Claude (malgré les initiales D et S inscrites sous l'écu), peint sur une paroi de chapelle dans l'église d'Orbe vers 1505 et «rénové» en 1690. On y apprécie tout particulièrement aussi les armes respectives des frères Abraham-Philibert – considérées ensuite comme «pleines et officielles» – et Jaques-Etienne, consignées dans l'«Armorial des Nobles Fusillers ou Arquebusiers de Lausanne» en 1656. Quel que soit par ailleurs l'intérêt des six autres exemples reproduits, on se doute que la «richesse héraldique» des Secrétan est d'une importance bien plus considérable, comme en témoignent les notices de l'auteur et le texte de Galbreath (auquel le jeune Edouard Secrétan, avec le prof. Roger Secrétan, avait déjà servi d'informateur pour l'ouvrage de 1934 !). L'option de privilégier «l'art héraldique» a le mérite de proposer une forme créative, certes limitée par le respect des règles du blason, mais qui s'inscrit dans le dynamisme toujours vivace des Secrétan ; au détriment toutefois, dès lors, de la «science héraldique», auxiliaire de l'histoire, de l'histoire de l'art et qui se fonde, elle, sur les documents anciens pour suivre à la fois l'évolution des figures et celle des styles qui en transmettent et en modifient les formes. L'autre regret est relatif aux ornements extérieurs, soit pour l'essentiel aux cimiers : tous blasonnés impeccablement, mais réduits quant à l'illustration aux neuf mêmes images que les anciens écus. Il est vrai aussi, d'autre part, qu'on utilise de moins en moins les «timbres» et les cimiers de nos jours et qu'à cet égard, une fois encore, on ne saurait faire grief à l'auteur de quelque inconséquence. En fin de compte, le véritable «monument familial» que constitue ce volume ne s'adresse pas primordiallement aux héraldistes, mais vise à rendre compréhensible le monde du blason à un public actuel dans un contexte bien défini. Dans cette perspective, la mission peut donc être considérée comme parfaitement accomplie.

G. Cassina

Gilde der Zürcher Heraldiker 1930–2005, Jubiläumsschrift 2005, 72 S.

Alt-Gildenmeister Paul Krog bearbeitete anhand der Schrift zum 50. Jubiläum von Hans Hinder die weiteren 25 Jahre der Gilde der Zürcher Heraldiker und wies die Gilde geschaffen wurde. Wir erfahren auch einiges über das Ritual der Männergesellschaft. Die Chronik erwähnt die «Schildner» sowie deren Vorträge und bringt in Farbe die Wappen der Mitglieder. Diese Vorträge beweisen die viel-

fältigen Interessen der Schildner in der Heraldik und verwandter Gebiete wie Fahnen-, Siegel-, Münzkunde. Auch gewisse Genealogien – nicht nur aus dem Zürcher Raum – werden behandelt, sondern auch Embleme wie Polizeikokarden, Steinmetzzeichen usw.

Die Schrift ist für CHF 45.– (plus Porto) vom Säckelmeister René Bieri, Girhaldenweg 2, CH-8048 Zürich, zu beziehen.

G. Mattern